

LEXICOGRAPHICA Series
Maior

LEXICOGRAPHICA

Series Maior

Supplementary Volumes to the International Annual for Lexicography
Suppléments à la Revue Internationale de Lexicographie
Supplementbände zum Internationalen Jahrbuch für Lexikographie

Edited by

Sture Allén, Pierre Corbin, Reinhard R. K. Hartmann,
Franz Josef Hausmann, Ulrich Heid, Oskar Reichmann,
Ladislav Zgusta

114

Published in cooperation with the Dictionary Society of North America
(DSNA) and the European Association for Lexicography (EURALEX)

Hans-Dieter Kreuder

Metasprachliche Lexikographie

Untersuchungen zur Kodifizierung
der linguistischen Terminologie

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2003



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	IX
Erster Teil: Zur Geschichte der Kodifizierung der linguistischen Terminologie	1
Einleitung	1
1. Probleme des neunzehnten Jahrhunderts im Umgang mit der linguistischen Terminologie	5
1.1. Ausgangslage	5
1.2. Der Standpunkt der Sprachwissenschaft	9
1.3. Der Standpunkt der Schule	15
1.4. Der Vorstoß des <i>Allgemeinen Deutschen Sprachvereins</i>	23
2. Vorbereitungen zur Kodifizierung der linguistischen Terminologie (1900-1933)	28
2.1. Die Schulgrammatik auf dem Weg zur verordneten Einheitsterminologie	28
2.2. Zeitgenössische Plädoyers für ein Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie	43
2.3. Das Bemühen der Sprachwissenschaft um Kodifizierung und Standardisierung ihres Fachwortschatzes	51
3. Erste Resultate metasprachlicher Lexikographie (1933)	64
3.1. J. Marouzeau: <i>Lexique de la terminologie linguistique</i>	65
3.2. A. Schmitt: <i>Probe eines Wörterbuchs der sprachwissenschaftlichen Terminologie</i>	70
4. Stationen auf dem Weg zu einem großen deutschen Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie	74
4.1. Das Ende des <i>Wörterbuchs der sprachwissenschaftlichen Terminologie</i> (1933-1948)	75
4.2. J. B. Hofmann / H. Rubenbauer: <i>Wörterbuch der grammatischen und metrischen Terminologie</i> (1950)	79
4.3. Vorbereitungen zu einem <i>Historischen Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie</i> (1952ff.)	83
4.4. Lieferungsbeginn von J. Knobloch: <i>Sprachwissenschaftliches Wörterbuch</i> (1961ff.)	89
5. Die rapide Aufwärtsentwicklung einer metasprachlichen Lexikographie in Deutschland: alphabetische Glossare (1967-1975)	94
5.1. E. Lang: <i>Terminologie der generativen Grammatik</i> (1967)	96
5.2. G. Helbig: <i>Kleines Wörterbuch linguistischer Termini</i> (1969)	98
5.3. W. Ludewig: <i>Lexikon der deutschen Sprachlehre</i> (1969)	101

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-39114-6 ISSN 0175-9264

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2003

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Hanf Buch- und Mediendruck GmbH, Darmstadt

Einband: Industriebuchbinderei Nädele, Nehren

5.4.	O. Bohusch: <i>Lexikon der grammatischen Terminologie</i> (1972)	103
5.5.	A. Rucktäschel: <i>Kleines Lexikon der Linguistik</i> (1971ff.)	106
5.6.	W. Ulrich: <i>Wörterbuch – Linguistische Grundbegriffe</i> (1972)	108
5.7.	C. Heupel: <i>Taschenwörterbuch der Linguistik</i> (1973)	112
5.8.	Th. Lewandowski: <i>Linguistisches Wörterbuch</i> (1973/75)	115
5.9.	W. Welte: <i>Moderne Linguistik: Terminologie/Bibliographie</i> (1974)	118
5.10.	W. Abraham: <i>Terminologie zur neueren Linguistik</i> (1974)	121
5.11.	R. Conrad: <i>Kleines Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini</i> (1975)	124
5.12.	H. Stammerjohann: <i>Handbuch der Linguistik</i> (1975)	127
6.	Vorläufiger Ausklang: Die Phase der Konsolidierung (1975-1990)	132
6.1.	W. Ulrich: <i>Wörterbuch – Linguistische Grundbegriffe</i> (² 1975)	133
6.2.	C. Heupel: <i>Taschenwörterbuch der Linguistik</i> (² 1975)	134
6.3.	Th. Lewandowski: <i>Linguistisches Wörterbuch</i> (² 1976)	135
6.4.	W. Spiewok et al.: <i>Wörterbuch grammatischer Termini</i> (1976)	137
6.5.	W. Spiewok: <i>Wörterbuch stilistischer Termini</i> (1977)	139
6.6.	R. Bräuer / G. Bartels: <i>Wörterbuch lexikologischer Termini</i> (1979)	140
6.7.	R. Conrad: <i>Kleines Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini</i> (² 1978 und ³ 1981)	142
6.8.	C. Heupel: <i>Linguistisches Wörterbuch</i> (³ 1978)	143
6.9.	Th. Lewandowski: <i>Linguistisches Wörterbuch</i> (³ 1979/80)	144
6.10.	W. Ulrich: <i>Wörterbuch – Linguistische Grundbegriffe</i> (³ 1981)	145
6.11.	H. Bußmann: <i>Lexikon der Sprachwissenschaft</i> (1983)	145
6.12.	Th. Lewandowski: <i>Linguistisches Wörterbuch</i> (⁴ 1984/85)	149
6.13.	R. Conrad: <i>Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini</i> (1985)	151
6.14.	J. Knobloch: <i>Sprachwissenschaftliches Wörterbuch</i> , Bd. 1 (1986)	154
6.15.	W. Ulrich: <i>Wörterbuch – Linguistische Grundbegriffe</i> (⁴ 1987)	156
6.16.	W. Abraham: <i>Terminologie zur neueren Linguistik</i> (² 1988)	156
6.17.	R. Conrad: <i>Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini</i> (² 1988)	159
6.18.	Th. Lewandowski: <i>Linguistisches Wörterbuch</i> (⁵ 1990)	159
6.19.	H. Bußmann: <i>Lexikon der Sprachwissenschaft</i> (² 1990)	161
	Nachwort zum ersten Teil	164
	Zweiter Teil: Vergleichend-kritische Analyse identisch lemmatisierter Wörterbuchartikel anhand eines Fallbeispiels	167
	Vorbemerkungen zum zweiten Teil	167
7.	Terminologische Überlegungen zu <i>Lemma</i> und <i>Wörterbuchartikel</i>	171
7.1.	Definition von <i>Lemma</i>	171
7.2.	Definition von <i>Wörterbuchartikel</i>	176

8. Die Artikelstruktur in Wörterbüchern der linguistischen Terminologie	180
8.1. Prinzipielle Elemente des Wörterbuchartikels	180
8.1.1. Erster obligatorischer Baustein: das Lemma	181
8.1.2. Zweiter obligatorischer Baustein: die lexikographische Definition	182
8.2. Okkasionelle Elemente des Wörterbuchartikels	186
8.2.1. Erster fakultativer Baustein: Ausspracheangaben	186
8.2.2. Zweiter fakultativer Baustein: grammatische Angaben	187
8.2.3. Dritter fakultativer Baustein: fremdsprachliche Äquivalente	187
8.2.4. Vierter fakultativer Baustein: Abkürzungen von Termini	188
8.2.5. Fünfter fakultativer Baustein: terminologische Synonyme	188
8.2.6. Sechster fakultativer Baustein: Angaben zur Verwendungssphäre	189
8.2.7. Siebter fakultativer Baustein: terminologische Gegenwörter	189
8.2.8. Achter fakultativer Baustein: etymologische Angaben	190
8.2.9. Neunter fakultativer Baustein: Beispielangaben	190
8.2.10. Zehnter fakultativer Baustein: der bibliographische Anhang	191
9. Titelei und Vorwort als Indikatoren des Lemmabestandes	193
10. Grundsätzliches zum Lemmabestand miteinander konkurrierender Wörterbücher der linguistischen Terminologie	204
11. Praxistest: Die Wörterbuchartikel zum Terminus <i>freie Angabe</i> in Wörterbüchern der linguistischen Terminologie (1967-1990)	213
12. Zusammenfassung der Ergebnisse des Praxistests	231
12.1. Zu den obligatorischen Bausteinen der Wörterbuchartikel zum Terminus <i>freie Angabe</i>	231
12.2. Zu den fakultativen Bausteinen der Wörterbuchartikel zum Terminus <i>freie Angabe</i>	233
Ausblick	238
Literatur	245
Resümee	267

Vorwort

Die vorliegenden Untersuchungen zur Kodifizierung der linguistischen Terminologie gliedern sich in zwei selbständige Teile. Der erste Untersuchungsteil skizziert den historischen Kontext und zeigt auf, wie in Deutschland aus dem speziell seit dem neunzehnten Jahrhundert immer stärker werdenden Bedürfnis nach Kodifizierung des Fachwortschatzes der Linguistik schließlich jener Bestand an einschlägigen terminologischen Nachschlagewerken resultierte, der Ratsuchenden mittlerweile zur Verfügung steht. Sämtliche hierzulande bis zum Beginn der neunziger Jahre im Druck vorgelegten bzw. nurmehr als Projekte in der Öffentlichkeit diskutierten sprachwissenschaftlichen Wörterbücher werden in ihrer jeweiligen Eigenart vorgestellt, wobei die Nähe mancher dieser Charakteristiken zu ursprünglich vom Verfasser dieser Arbeit publizierten Rezensionen ausdrücklich beibehalten worden ist. Redaktionsschluß für die Aufnahme sprachwissenschaftlicher Wörterbücher war der 30. 6. 1993.

Der zweite Untersuchungsteil ist pragmatisch ausgerichtet. Ausgehend von terminologischen Überlegungen sowie einer Zusammenstellung der für einschlägige Wörterbuchartikel konstitutiven Elemente mündet er in eine exemplarische Synopse identisch lemmatisierter Wörterbuchartikel aus deutschsprachigen Terminologiewörterbüchern der Jahre 1967 bis 1990. Obwohl aus Raum- wie Zeitgründen als Pilotstudie angelegt, läßt die vergleichend-kritische Analyse dennoch konzeptionelle Stärken und Schwächen jedes einzelnen Wörterbuchs hervortreten und vermittelt auf diese Weise zugleich einen Eindruck von der Willkürlichkeit einer sich selbst als exakte Wissenschaft bezeichnenden Linguistik. Den Abschluß dieses Teils bilden Empfehlungen zur künftigen Gestaltung linguistischer Terminologiewörterbücher.

Eine Bibliographie faßt die in beiden Untersuchungsteilen verwendete bzw. zitierte Literatur zusammen.

Seit Fertigstellung der Arbeit, die im April 2001 vom Fachbereich 09 der Philipps-Universität Marburg als Habilitationsschrift angenommen wurde, sind weitere Neuauflagen linguistischer Terminologiewörterbücher bekannt geworden. So hat Ulrich im Sommer 2002 die 5., vollständig überarbeitete Auflage seines *Wörterbuches – Linguistische Grundbegriffe* vorgelegt. Zur gleichen Zeit ist im Kröner Verlag die 3., überarbeitet und erweiterte Auflage von Bußmanns *Lexikon der Sprachwissenschaft* erschienen. Das Thema „Wörterbücher der linguistischen Terminologie“ bleibt also auch in Zukunft aktuell. Um es trotz seiner Unerschöpflichkeit dennoch zu einem wenigstens vorläufigen Abschluß zu bringen, konnte am Ende daher nichts weiter getan werden als sich auf Goethes Stoßseufzer aus dessen *Italienischer Reise* zu berufen, den schon Bußmann 1983 ihrem *Lexikon* als Motto vorangestellt hat:

So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das möglichste getan hat.

Mein Dank gilt allen, die mir während der langen Entstehungszeit der Arbeit zur Seite standen, sei es durch Gewährung der zum Schreiben notwendigen Zeit und Muße, sei es durch moralische Unterstützung oder aber Hilfestellung beim Umgang mit mir unbekanntem Sprachen. Besonders dankbar bin ich Richard Wiese für seine spontane Bereitschaft, sich als

X

Betreuer zur Verfügung zu stellen. Oskar Reichmann danke ich für das Angebot, die Arbeit in die Reihe *Lexicographica* aufzunehmen; Jan Seifert sowie meinem Sohn Andreas danke ich für ihren fachmännischen Rat beim Formatieren und Lydia Tschakert für ihr sorgfältiges Korrekturlesen.

Ich widme diese Arbeit dem Andenken meiner Eltern, deren stetige Anteilnahme am Fortschreiten des Ganzen mir die Kraft gab, auch in kritischen Situationen nicht aufzugeben.

Marburg, im August 2002

H.-D. K.

Erster Teil:

Zur Geschichte der Kodifizierung der linguistischen Terminologie

Einleitung

Wann immer uns heutzutage ein Terminus aus unserem engeren oder weiteren Fachgebiet begegnet, dessen Bedeutung nicht unmittelbar geläufig ist, ziehen wir geradezu selbstverständlich ein linguistisches Wörterbuch zu Rate, um aus ihm die entsprechende Auskunft zu erlangen. Zudem sind wir in der günstigen Lage, auf eine Vielzahl derartiger Nachschlagewerke zurückgreifen zu können, deren Bandbreite vom Kurzwörterbuch bis zur Enzyklopädie reicht. Allein auf dem deutschen Markt sind in den vergangenen dreißig Jahren nahezu zwanzig solcher Nachschlagewerke zur linguistischen Terminologie veröffentlicht worden, von denen knapp die Hälfte inzwischen sogar mehrere Auflagen erfahren hat.

Manche dieser Wörterbücher sind allerdings von den betreffenden Lexikographen so rasch konzipiert und herausgebracht worden, daß sie oft in erheblichem Maße unzulänglich sind. Das betrifft nicht nur die äußere Form, die Anordnung und die Darbietung des Stoffes, sondern auch die Auswahl der Lemmata und den jeweiligen Erklärungsgehalt. Gleichwohl können diese Werke insgesamt doch den Anforderungen einer ersten Orientierung genügen, eben weil man bei der Suche nach der Bedeutung eines bestimmten Terminus nicht ausschließlich auf den Gebrauch eines einzigen Wörterbuches angewiesen ist, sondern dessen Lücken, wenn auch mitunter auf eine eher mühsame Weise, in der Regel durch Hinzuziehung anderer derartiger Nachschlagewerke doch noch zu schließen vermag.

Bis zur Mitte der sechziger Jahre war die Situation sehr viel weniger günstig. Blickt man über die damals gerade einsetzende 'Linguistisierungsstufe' zurück, etwa in die frühen sechziger oder gar in die fünfziger Jahre, so ändert sich das Bild schlagartig: Von dem Massenangebot an linguistischen Nachschlagewerken unserer Tage, das nicht nur für den hiesigen Buchmarkt typisch ist,¹ kann dann keine Rede mehr sein. Stattdessen treffen wir in Deutschland auf eine ganz kleine Zahl von Glossaren, die vornehmlich dem Begriffsapparat der Philologie gewidmet sind,² sowie auf einige wenige Nachschlagewerke zur Terminologie der modernen Linguistik, die ausnahmslos von ausländischen Wissenschaftlern verfaßt wurden. Teils handelt es sich dabei um Versuche, speziell die von einzelnen Schulen oder bestimmten Autoren geprägten Fachtermini übersichtlich zusammenzustellen,³ teils um generell auf die Bedürfnisse von Anfängern zugeschnittene Wörterbü-

¹ Für eine (halbwegs vollständige) Übersicht vgl. u.a. Koerner (1972), Hartmann (1972), Conte (1973), Šimeček (1974/75), Fetzer (1981), Swiggers/Janse (1991) sowie zuletzt Janse/Swiggers (1996/97).

² Außer Hofmann/Rubenbauer (1950) gehört dazu noch Newald/Ristow (1954).

³ Vgl. für die Prager Schule: Vachek (1960); für Termini des amerikanischen Strukturalismus: Hamp (1957); für Ascoli: de Felice (1954); für de Saussure: Engler (1968).

cher⁴ bzw. um mehrsprachige Lexika,⁵ mit deren Hilfe die Lektüre bislang noch nicht übersetzter neuerer linguistischer Arbeiten erleichtert werden sollte.

Wiederum einige Jahrzehnte früher, zu Beginn der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts, lag überhaupt noch kein sprachwissenschaftliches Wörterbuch vor, obwohl die Dringlichkeit eines solchen Unternehmens für Forschung und Lehre spätestens seit 1909 außer Frage stand, als seitens des Indogermanisten K. Brugmann unter Zugrundelegung von zeitgenössischen Klagen über das „Rotwälsch der Linguisten“⁶ erstmals der Ruf nach einem „Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie“⁷ erhoben wurde.

Klagen dieser Art waren jedoch selbst zu jener Zeit nicht neu, sondern leiteten sich insbesondere von Erfahrungen her, die bereits das neunzehnte Jahrhundert mit dem „Jargon“⁸ der Sprachwissenschaft gemacht hatte. Von daher wäre wenig gewonnen, wenn unsere Untersuchung erst bei der Vorankündigung oder gar der Publikation einschlägiger Wörterbücher ihren Anfang nähme. Derartige Daten markieren zwar wichtige Stationen auf dem Weg zur Erfassung des linguistischen Fachvokabulars, doch reichen sie zwangsläufig nicht aus, auch die situativen Voraussetzungen zu erhellen, die terminologische Wortschatzarbeit überhaupt erst veranlassen und bedingen. Um der Gesamtentwicklung Rechnung tragen zu können, muß vielmehr über unsere Zeit hinaus weiter in die Vergangenheit zurückgegriffen werden, wobei es sich nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen empfiehlt, dort einzusetzen, wo die neuere Sprachwissenschaft ihren Anfang nimmt.

Im ersten Teil der vorliegenden Untersuchung werden wir eben diesen Weg einschlagen und dabei folgende Stationen passieren:

– Kapitel 1 skizziert Probleme des neunzehnten Jahrhunderts im Umgang mit der linguistischen Terminologie. Ausgehend von der seit dem ersten Auftreten deutschsprachiger Grammatiker geführten Diskussion um ‘passende’ Bezeichnungen für grammatische Phänomene wird dargelegt, wie mit dem Aufkommen der vergleichend-historischen Methode Sprachwissenschaft und Sprachunterricht auf fachsprachlicher Ebene zunehmend eigene Wege gingen, so daß nach Lösungen Ausschau gehalten werden mußte, dem fortschreitenden terminologischen Wildwuchs wenigstens im Bereich des muttersprachlichen Unterrichts Einhalt zu gebieten.

– Kapitel 2 faßt die im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts erfolgten Vorbereitungen zur Kodifizierung der linguistischen Terminologie zusammen. Um die im vorangehenden Kapitel aufgenommenen Entwicklungsstränge weiterzuführen, werden sowohl die von wissenschaftlicher als auch die von schulischer Seite nunmehr verstärkt einsetzenden Bemühungen um eine internationale Standardisierung des metasprachlichen Fachwortschatzes vorgestellt, zu denen sich bald nach der Jahrhundertwende schon die öffentlich erhobene Forderung gesellte, Forschern wie Lehrern endlich ein Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie zur Verfügung zu stellen.

– In diesem Zusammenhang entstandene erste Resultate der metasprachlichen Lexikographie, nämlich das 1933 in Frankreich von J. Marouzeau vorgelegte *Lexique de la terminologie linguistique* und die im gleichen Jahr hierzulande von A. Schmitt publizierte

⁴ Zu den frühesten derartigen Werken zählen Pei/Gaynor (1954) und Pei (1966).

⁵ Z.B. Nash (1968).

⁶ Brugmann (1909: 209).

⁷ Ebd.

⁸ Brugmann (1897: XI).

Probe eines Wörterbuches der sprachwissenschaftlichen Terminologie, werden in Kapitel 3 diskutiert. Neben einer knappen Charakterisierung jener beiden Werke wird dabei auch deren jeweilige Leistung umrissen sowie die Wirkung aufgezeigt, die *Lexique* bzw. *Probe* zum Zeitpunkt ihres Erscheinens auf die wissenschaftliche Öffentlichkeit ausgeübt haben.

– Ab Kapitel 4, das den Entwicklungsgang der metasprachlichen Lexikographie während des zweiten Drittels des zwanzigsten Jahrhunderts nachzeichnet, wird der Fokus unserer Untersuchung aus Gründen der Ökonomie nunmehr allein auf den deutschsprachigen Raum begrenzt. Hier ist zunächst von einem Abbruch aller einschlägigen Aktivitäten zu berichten, dem ein bis in die Nachkriegszeit hineinreichender Stillstand folgt. Dann erst werden neue Initiativen sichtbar, die sich von dem durch J.B. Hofmann und H. Rubenbauer als Provisorium erstellten *Wörterbuch der grammatischen und metrischen Terminologie* über den Plan eines *Historischen Wörterbuches der sprachwissenschaftlichen Terminologie* bis hin zum Lieferungsbeginn des monumentalen *Sprachwissenschaftlichen Wörterbuches* von J. Knobloch erstrecken.

– Kapitel 5 setzt an der Ende der sechziger Jahre sich vollziehenden Wende von der traditionellen Grammatik zur modernen strukturellen Linguistik ein, die für die metasprachliche Lexikographie in Deutschland zugleich den Beginn eines rapiden Aufschwungs markiert. In dem kurzen Zeitraum von 1967 bis 1975 ist hierzulande genau ein Dutzend einschlägiger alphabetischer Glossare vorgelegt worden, von denen nachstehend jedes einzeln in der Art einer Rezension untersucht wird. Überprüft werden dabei neben der jeweiligen lexikographischen Konzeption (Lemmabestand, Auswahlprinzipien, Zielvorgaben etc.) besonders auch Umfang und Qualität der dargebotenen Informationen sowie die Brauchbarkeit des Ganzen im Hinblick auf den intendierten Benutzerkreis.

– Kapitel 6 analysiert in analoger Form weitere neunzehn Editionen und führt damit den historischen Abriss bis in die neunziger Jahre hinein fort. Diese vorerst letzte Kodifizierungsphase der linguistischen Terminologie kann als Phase der Konsolidierung bezeichnet werden, da in ihr nach der Hektik des vorherigen Aufbruchs nunmehr sowohl die solide Überarbeitung einer Reihe bereits vorliegender Glossare im Vordergrund steht als auch die Bereitstellung solcher Wörterbücher, die den Fachwortschatz der Linguistik möglichst bündig in seiner gesamten Breite zu erfassen suchen.

– Ein Nachwort zum ersten Teil faßt den in den neunziger Jahren erreichten Stand der Kodifizierung linguistischer Terminologie zusammen. Danach leitet es über zum zweiten Teil, der anstelle des entwicklungsgeschichtlichen Aspekts nunmehr anwendungsorientierte Gesichtspunkte in den Vordergrund rückt und – wie den Vorbemerkungen zum zweiten Teil detaillierter zu entnehmen ist – nach entsprechenden Vorüberlegungen (Kapitel 7 bis 10) in Kapitel 11 schließlich in einer vergleichend-kritischen Analyse identisch lemmatisierter Wörterbuchartikel anhand eines zufällig ausgewählten Fallbeispiels kulminiert.

Gemeinsames Thema beider Teile sind die Bemühungen richtungsweisender Vertreter der Linguistik um Dokumentation und Explikation ihrer speziellen Fachsprache in Form von alphabetisch organisierten Nachschlagehilfen, d.h. Glossaren oder Wörterbüchern der linguistischen Terminologie. Fachsprache (Fachwortschatz) der Linguistik (linguistische Terminologie) meint in diesem Zusammenhang die auf der metasprachlichen Ebene fungierende Sonderlexik, mit deren Hilfe Informationen über Sprache ausgetauscht werden. Sie umfaßt sowohl die traditionellen Bezeichnungen für sprachliche Erscheinungen (grammatische Terminologie i.e.S.), die seit der Antike das Grundinventar heuristischer

Kategorien für die Sprachanalyse in Wissenschaft und Schule geliefert haben, als auch den darüber hinausgehenden Begriffsapparat der neueren Sprachwissenschaft, der sich in den letzten zweihundert Jahren als Deskriptionsinstrumentarium linguistischer Forschung herausgebildet hat und von den Neubildungen der vergleichend-historischen Grammatik bis hin zu denen der sich gegenwärtig abzeichnenden Makrolinguistik⁹ reicht.

⁹ Wir benutzen den Terminus hier im Sinne von Bünting/Paprotté (1973: 65).

1. Probleme des neunzehnten Jahrhunderts im Umgang mit der linguistischen Terminologie¹

1.1. Ausgangslage

In der (noch immer zu schreibenden) Geschichte der Linguistik gilt das neunzehnte Jahrhundert als historisches Datum, weil eben damals die Beschäftigung mit dem Phänomen Sprache sich von philosophischen Spekulationen und präskriptiven Normvorstellungen der bisherigen Grammatikforschung deutlich absetzte, um unter Anwendung der vergleichenden und der historischen Methode erst eigentlich den Rang einer wissenschaftlichen Disziplin zu erlangen, die ihren Gegenstand auf der Grundlage einer allgemeinen Theorie objektiv untersucht. Der sich daraus ergebende Aufschwung der Sprachwissenschaft, der zu gänzlich neuen Erkenntnissen über die „innre Structur der Sprachen“² führen sollte, brachte eine starke Ausweitung des Forschungsfeldes mit sich, was gleichzeitig zur Folge hatte, daß die von der Philologie übernommene klassische grammatische Terminologie als Deskriptionsinstrumentarium nicht mehr ausreichte, so daß eine Vielzahl neuer Fachausdrücke geprägt werden mußte. Damit traten Termini wie *Anlaut*, *Brechung*, *Lautverschiebung*, *Rückumlaut* etc., die sich, bedingt und gefördert durch die Bildung linguistischer Schulen, in der Fachwelt rasch einbürgerten, neben die traditionellen Fachausdrücke *Genus*, *Tempus*, *Verbum*, *Partizip* etc., die, ursprünglich von den Griechen fixiert, in die lateinische (Schul-) Grammatik übertragen und von da aus seit dem ausgehenden Mittelalter bereits zum Gemeingut der gesamten abendländischen Welt geworden waren.

So selbstverständlich seither an den aristotelisch-scholastischen Kategorien in Ermangelung eines besseren Systems als Grundstock metasprachlicher Terminologie festgehalten wurde, so umstritten blieb allerdings zu allen Zeiten die Frage, ob dafür auch die lateinischen Namen beibehalten oder durch deutsche ersetzt bzw. deutsche nebenher als Äquivalente gebraucht werden sollten. Vom ersten Auftreten deutscher Grammatiker im sechzehnten Jahrhundert an waren nämlich immer wieder Versuche unternommen worden, volkssprachliche Bezeichnungen zur Beschreibung des grammatischen Baues der deutschen Sprache einzuführen, die, von den Sprachreinigungsbestrebungen des siebzehnten Jahrhunderts forciert, ungeachtet ihrer oft schwerfällig anmutenden Resultate³ in den einschlägigen Werken von Gueintz (1641), Schottel (1663) und Stieler (1691) erstmals schließlich einen „fest umrissenen deutschen Fachwortschatz“⁴ hatten entstehen lassen. Diese Tradition war im achtzehnten Jahrhundert insbesondere von Gottsched fortgesetzt worden und hatte zuletzt in Campe einen beredten Fürsprecher gefunden, dessen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in der Form einer systematischen Zusammenstellung publizierter *Versuch einer genauern Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachleh-*

¹ Eine gekürzte Fassung dieses Kapitels bietet Kreuder (1988).

² Schlegel (1808: 28).

³ Beispiele liefern u.a. Erbe (1892) sowie Jelinek (1906), Jelinek (1911/12) und Leser (1912).

⁴ Leser (1912: 71).

re gehörigen Kunstwörter ausdrücklich die Absicht verfolgte, der Fachwelt zu einer besseren Terminologie zu verhelfen als es bisher die „Bettlerkrücke der alten Lateinischen Kunstsprache“ zu sein vermochte, „welche bekanntlich eine sehr unvollkommene, dem Gliederbaue unserer Sprache zum Theil gar nicht angemessene, mit unter sogar eine seltsame ist“.⁵

Das Bedürfnis, eigene Kunstwörter für unsere eigene Sprachlehre, und zwar solche zu erwerben, wodurch das anerkannte Unvollkommene und Mangelhafte der Lateinischen Kunstsprache dieses Fachs verbessert und ersetzt würde, scheint man nie lebhafter und allgemeiner als in unsern Tagen gefühlt zu haben; vermuthlich, weil man sich jetzt mehr als ehemals überzeugt hat, daß die Möglichkeit sowol einer allgemeinen Sprachlehre überhaupt, als auch eines verständigen, faßlichen und fruchtbaren Unterrichts in unserer Muttersprache insonderheit, von der richtigen Bestimmung der sprachlehrigen (grammatischen) Begriffe, und von einer passenden, für Deutsche verständlichen Bezeichnung derselben, abhänge.⁶

Mit dem Wunsch nach einer ‘passenden’ Bezeichnung war freilich zugleich das eigentliche Problem benannt, an dem auch das neunzehnte Jahrhundert nicht vorbeigehen konnte: der grundsätzlich schiefe Ansatz, der sich aus der mechanischen Übernahme fertiger Kategorien von der griechischen und lateinischen Sprache auf die deutsche ergab und zwangsläufig zu terminologischen Unklarheiten führen mußte. Gottsched, vom schöpferischen Reichtum der deutschen Sprache überzeugt, die es nicht nötig habe, ihre Fachausdrücke von den alten Sprachen zu „borgen“,⁷ hatte gleichwohl den zugrundeliegenden terminologischen Raster nicht in Frage gestellt, als er die Vorrede seiner *Sprachkunst* (1748) mit den Worten beschloß:

Und was kann in der That wunderlicher seyn, als zu fordern: daß ein Deutscher erst eine lateinische, oder französische Grammatik können müsse, ehe er seine Muttersprache recht richtig reden und schreiben lernen kann? Ich habe aber unter allen grammatischen Kunstwörtern unserer Alten, nach meinem Bedünken, die besten, bequemsten, und der gemeinen Art zu reden gemäßesten erwählet. Nur wenige habe ich mich erkühnet, noch etwas besser einzurichten.⁸

Er war für deutsche Benennungen eingetreten, weil er vor allem Volksbildung betreiben wollte, und hatte deshalb prinzipiellen Erwägungen über die Richtigkeit der grammatischen Bezeichnungen keinen Raum gegeben, wie sie für Grammatiker, die sich vornehmlich an humanistisch gebildete Leser wandten, vielmehr selbstverständlich waren.

So ließ C.F. Aichinger beispielsweise in seinem nur wenige Jahre nach Gottscheds *Sprachkunst* erschienenen *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1754) keinen Zweifel daran, daß die griechisch-lateinischen Kunstwörter der deutschen Grammatik „wenig adäquat“⁹ seien, und suchte ihre Weiterverwendung im Deutschen vor allem mit dem Hinweis zu rechtfertigen:

⁵ Campe (1804: 7).

⁶ Campe (1804: 3).

⁷ Gottsched (1748: 11).

⁸ Gottsched (1748: Vorrede Bl. 6).

⁹ Aichinger (1754: 124).

Nachdem sich die Gelehrten darüber vereinigt haben, so gelten sie wie das Geld: ob sie gleich den Werth am Gewichte, d. i. die Krafft der völligen Bedeutung nicht haben.¹⁰

Ebenso führte J. Chr. Adelung in seiner Vorrede zum *Umständlichen Lehrgebäude der Deutschen Sprache* (1782) Klage darüber, „daß fast alle unsere bisherige Deutsche Sprachlehren Copien der Lateinischen sind, wo man die dort üblichen Begriffe und Rubriken beyhalten hat“,¹¹ und kritisierte diese Haltung als „ewige knechtische Anhänglichkeit“,¹² die doch nur „tausend Verwirrungen und Ungereimtheiten“¹³ in die deutsche Grammatik eingeführt habe. Dennoch sah er genau wie Aichinger keine Möglichkeit, gänzlich auf die alte Nomenklatur zu verzichten, sondern warnte ausdrücklich davor, der Sprachlehre „durch Neuerungen einen Reitz zu geben, welcher nur Unkenner und auch diese nur auf eine kurze Zeit blenden kann“:¹⁴

Wenn das Neue, welches man aufstellt, nicht unleugbare wesentliche Vorzüge vor dem Alten hat, und diese Vorzüge nicht zugleich so wichtig sind, daß sie das Unangenehme des Ungewohnten mit aufwiegen: so lasse man es doch lieber bey dem Alten.¹⁵

Diese Worte fanden um so mehr Widerhall, als es den Verfechtern einheimischer Entsprechungen in der Tat kaum jemals gelungen war, ihren selbstgegebenen Anspruch einzulösen und deutsche Fachausdrücke zu prägen, die einen deutlicheren Begriff von der Sache zu geben vermochten als die ursprünglichen fremden Namen.

Vielmehr hatte der aus der Mangelhaftigkeit ihrer Versuche resultierende Zwang zu ständigen Besserungen im Laufe der Zeit einen derartigen terminologischen Wirrwarr heraufbeschworen, daß es den führenden Grammatikern des achtzehnten Jahrhunderts schon aus Verständigungsgründen geboten schien, an der lateinischen Nomenklatur festzuhalten, die, so „unschicklich“¹⁶ sie ansonsten auch sein mochte, zumindest den Vorteil hatte, nun „einmahl allgemein bekannt“¹⁷ zu sein. Demgegenüber führten sie Verdeutschungen allenfalls als Synonyme an, ohne freilich von deren Nutzen recht überzeugt zu sein, wie die folgende Passage aus Aichingers *Sprachlehre* verdeutlichen mag:

Die teutschen Ausdrückungen der Kunstwörter habe ich zwar nicht ungemeldet gelassen: doch meistens die lateinischen behalten: darum daß ganz Ungelehrte dergleichen Bücher, wie eine Sprachlehre ist, niemahls lesen; diejenigen Unstudirten aber, welche in der Jugend sich mit dem Latein ein wenig bekannt gemacht haben, sich leichter in die lateinischen, als in die teutschen, schicken werden.¹⁸

Kritik wurde vor allem daran geübt, daß die Verdeutschungen in der Regel zu monströs geraten waren und schon von daher sich als wenig handlich erwiesen. Kaum eine von ihnen wurde überhaupt dem Grundsatz gerecht: „Ein gutes Kunstwort muß den richtigen Begriff der Sache erschöpfen, leicht verständlich seyn, und dabey weder den Sprachgebrauch, noch

¹⁰ Aichinger (1754: 124).

¹¹ Adelung (1782: XI).

¹² Adelung (1782: XVII).

¹³ Ebd.

¹⁴ Adelung (1782: XII).

¹⁵ Adelung (1782: X).

¹⁶ Adelung (1782: XII).

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Aichinger (1754: Vorrede Bl. 9).

den Geschmack und Wohllaut beleidigen“,¹⁹ wie denn auch nahezu alle (notwendigerweise) der Gefahr Vorschub leisteten, von ihrer Lautform her unerwünschte Nebenbedeutungen zu evozieren:

Allein, es ist mit neuen Kunstwörtern eine eigene Sache; wenn sie den verlangten Begriff nicht völlig klar und bestimmt ausdrücken, und daher nicht geschickt sind, alle nöthige Veränderungen und Biegungen anzunehmen, so thut man immer besser, man behält das fremde, weil in demselben der Wortverstand nicht so klar hervor sticht, als in dem einheimischen, daher es bequemer ist, einen jeden Begriff anzunehmen.²⁰

Angesichts dieser Argumente hatten es die von Campe angeführten Verfechter einer rein deutschen Terminologie, die sich neben Gottsched unter anderem auch auf Klopstock berufen konnten, schwer, ihrem in seinen Konsequenzen so radikal mit der Tradition brechenden Anliegen ausreichend Gehör zu verschaffen. Gleichwohl hielten sie, wie der mit J.G. Meiner befreundete Philosoph D. Tiedemann in seinem 1772 anonym publizierten *Versuch einer Erklärung des Ursprunges der Sprache* formulierte, daran fest, daß es „unschicklich“ sei, „in einer deutschen Rede lateinische Worte zu mischen, da wir schon gute deutsche haben, die eben das anzeigen“,²¹ und wurden nicht müde zu beharren, wie „sehr klein“ doch die Bemühung sei, „sich diese Worte bekannt zu machen.“²² Allein waren sie freilich nicht in der Lage, ihre Forderungen zu verwirklichen, so daß sie stattdessen alle Hoffnung darauf setzten, daß eine „machtsprecherische“²³ Übereinkunft unter den Fachgenossen endlich Klarheit in das Durcheinander ihrer volkssprachlichen Nomenklatur bringen möge, damit sie ihrem aufklärerischen Bemühen um „Erleuchtung unserer Mitmenschen“²⁴ noch besser als bisher nachkommen könnten:

So lange wir ausländische, Griechische und Lateinische, wissenschaftliche Kunstwörter haben und gebrauchen, sind und bleiben alle darin eingeschlossene Begriffe und Kenntnisse für diejenigen, welche nicht Griechisch und Latein verstehen, – also für die ganze grosse Masse des Volks – so gut als gar nicht da, so gut als verloren.²⁵

Andererseits mußten die Puristen jedoch auch gegen jene zeitgenössischen Stimmen ankämpfen, die nicht einmal ein Nebeneinander von lateinischen Termini und deutschen Äquivalenten zulassen wollten, sondern sich entschieden dafür aussprachen, ausschließlich die fremde Nomenklatur zu gebrauchen:

Die Erfindung neuer Kunstwörter für alte Begriffe hat überdies noch den Schaden, daß man nun zweierlei Kunstsprachen lernen muß. Denn die Kenntnis der ältern Kunstsprache bleibt ja doch wegen der ältern und wegen der beim Alten bleibenden neuern Schriftsteller durchaus unentbehrlich. So nützlich und nothwendig Synonymen in der Sprache der Poesie und der schönen Prose sind, so schädlich sind sie in der Kunstsprache. Denn die Seele muß nun beim Hören und Lesen immer erst eine Weile still stehen, um sich bewusst zu werden, daß und wiefern das ihr un-

¹⁹ Adelung (1782: XII).

²⁰ Adelung (²1807: 4).

²¹ Tiedemann (1772: 7).

²² Ebd.

²³ Campe (1804: 8).

²⁴ Campe (²1813: 36).

²⁵ Campe (²1813: 35).

gewöhnlichere Kunstwort, sei es das ältere oder neuere, gleichbedeutend mit dem ihr gewöhnlichem ist. Dies gilt besonders von der grammatischen Kunstsprache.²⁶

Diese letztgenannte Ansicht, die hier von dem seinerzeit einflußreichen Berliner Gymnasialdirektor F. Gedike vertreten wird, rundet, indem sie den genauen Gegenpol zu allen damaligen Verdeutschungsbestrebungen darstellt, zugleich das Panorama der Meinungen ab, wie es in Deutschland um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert in der Frage der grammatischen Terminologie bestand: rigoroser, durch humanistische Bildung geprägter Konservatismus zugunsten traditioneller Bezeichnungen sowie das konventionell-pragmatische Verfahren lateinisch-deutscher Doppelbezeichnungen auf der einen Seite stehen neben der Propagierung rein deutscher Fachausdrücke durch aufklärerisch-national gesinnte Puristen auf der anderen Seite und lassen in ihrer unüberwindbar scheinenden Gegensätzlichkeit bereits den Kern der Auseinandersetzungen erkennen, von denen fortan die terminologische Diskussion in Sprachwissenschaft und Sprachunterricht bestimmt sein sollte.

1.2. Der Standpunkt der Sprachwissenschaft

Mit der Begründung der vergleichenden historischen Grammatik durch F. Bopp, R. Rask und J. Grimm war für die Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts der Augenblick gekommen, ihr Verhältnis zur grammatischen Terminologie zu überdenken und zumindest in ihren Reihen den Streit um lateinische oder deutsche Benennungen zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen. Dabei kam der wichtigste Einfluß J. Grimm zu, der als Wortführer der neuen Wissenschaft für eine Beibehaltung der lateinischen Termini plädierte, während er deutsche nur dort zulassen wollte, wo den älteren Grammatikern entsprechende Begriffe gefehlt hatten. Zusammengefaßt lassen sich seine Argumente, die an mehreren Stellen verstreut zu finden sind, in folgenden fünf Punkten wiedergeben:

(1) Bisher sahen die neuen Grammatiker ein Hauptverdienst darin, die lateinische Terminologie zu verdeutschen. Obwohl die Liste der „vielen nach und nach vorgeschlagenen und immer wieder anders vorgeschlagenen deutschen Namen“ lang ist, seien doch alle diese Ausdrücke für wissenschaftliche Zwecke, da sie „undeutlich und unbestimmt erscheinen“,²⁷ nicht zu gebrauchen:

der Däne Rask hatte in seinen Schriften dergleichen unbeholfene grammatische Benennungen massenweise aufgebracht, und mehrere Isländer sind wieder mit abweichenden nachgefolgt; es gilt davon was oben [...] gesagt wurde: kein Gedächtnis mag sie sich einprägen, sie spuken nur in den Büchern, die sich selbst durch die nutzlose Neuerung schaden zubereiteten. Obgleich der Purismus sich immer zuerst auf die Verdeutschung dieser Ausdrücke warf, konnte er doch mit seinen vierschrötigen Zusammensetzungen nie etwas ausrichten und die hergebrachten Benennungen kehrten jedesmal an ihre Stelle zurück.²⁸

²⁶ Gedike (1779: 396).

²⁷ Grimm (1819: XXI).

²⁸ Grimm (1854: XXXVIII).

(2) Für die Beibehaltung der herkömmlichen Termini spreche sowohl der Punkt, daß sie „uns von Kindheit an durch den Schulunterricht eingepägt“²⁹ sind, als auch die Tatsache, daß sie einen höheren Abstraktionsgrad aufweisen als die entsprechenden deutschen Bezeichnungen:

wir denken bei ihnen nicht, was sie wörtlich bedeuten mögen, sondern geradezu an den Begriff, den sie bezeichnen.³⁰

Jede Übersetzung oder Nachahmung hingegen müsse, wenn nicht „lächerlich“, so zumindest „unverständlich“³¹ wirken,

weil wir uns bei dem neuen Wort nothwendig seiner eigentlichen, sinnlichen Bedeutung erinnern; in diesem Licht sind mir Zeugefall für Genitiv, Gebfall für Dativ und alle ähnliche Verdeutschungen beständig vorgekommen, die Abstraction, folglich der wahre Begriff, geht dabei jedesmal verloren.³²

(3) Von den lateinischen Benennungen lassen sich, was eine „gar nicht zu verachtende Bequemlichkeit“³³ sei, leichter Ableitungen bilden als von den deutschen Umschreibungen:

so kann ich recht gut sagen: eine grammatische, eine grammaticalische Bemerkung, das accusative, conjunctive Verhältniß; hingegen eine sprachlehrliche Bemerkung, das klagfällige, verbindendweisliche Verhältniß würde unausstehlich und ganz ungenießbar seyn.³⁴

(4) Der internationale Charakter der neueren Sprachwissenschaft erfordere eine über nationale Grenzen hinausgehende einheitliche Terminologie. Dazu eigne sich nichts besser als die bei den Philologen längst eingeführten lateinischen Kunstwörter, „die sogar in üblicher abkürzung von jedermann verstanden werden“.³⁵

wozu in deutschen oder slavischen wörterbüchern einheimische ausdrücke an ihre stelle setzen? diese würden nicht nur Deutschen und Slaven undeutlich sein, sondern auch die verbreitung der werke in das ausland hindern.³⁶

(5) So weit es um die Erfassung eigentümlicher Verhältnisse der deutschen Sprache geht, empfehle sich der Versuch, einheimische Fachausdrücke zu wählen und es darauf ankommen zu lassen, ob der wissenschaftliche Fortschritt daran festhalten oder sie verwerfen werde:

Bei dem, was ich *stark* oder *schwach*, *Umlaut*, *Rückumlaut*, *Ablaut* nenne, sind mir die genommenen Ausdrücke gleichgültig und es kommt auf die Sache an, welche sie zu bezeichnen haben, die ich aber ohne eigenthümliche Benennung unzähligemale hätte umschreiben müssen. Wer eine andere und passendere ersinnen will, dem bleibt es überlassen.³⁷

²⁹ Grimm (1819: XXI).

³⁰ Grimm (1819: XXI).

³¹ Ebd.

³² Grimm (1819: XXII).

³³ Ebd.

³⁴ Ebd.

³⁵ Grimm (1854: XXXVIII).

³⁶ Ebd.

³⁷ Grimm (1819: XXIII).

Obwohl keiner dieser fünf Punkte besonders originelle oder revolutionierende Ansichten enthält, mag dennoch überraschen, mit welcher Selbstverständlichkeit darin die lateinische Terminologie als allgemein bekannt vorausgesetzt wird. Als Erklärung sei deshalb hinzugefügt, daß Grimm ausschließlich Fachvertreter vor Augen hatte bzw. an eine gebildete Leserschaft dachte, für die Latein ohnehin „eins der leichtesten und natürlichsten mittel des verständnisses“³⁸ darstellte. Von seiten „verständiger männer“ wurde ihm dann auch, wie er bereits 1822 in der Vorrede zur zweiten Auflage der *Deutschen Grammatik* einer interessierten Öffentlichkeit zur Kenntnis gab, so viel „beistimmung“³⁹ zuteil, daß er an seinen Postulaten gänzlich unbeirrt festhalten konnte und damit letztlich den terminologischen Rahmen absteckte, der für die Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts richtungsweisend wurde.

Grimms Absage an die lateinisch-deutschen Doppelbezeichnungen bedeutete allerdings nicht, daß die Mängel der traditionellen Termini vollends übersehen wurden. Er wußte sehr wohl, daß sich „einiges gegen ihren ursprünglichen sinn einwenden“⁴⁰ ließe; doch die Möglichkeiten, die sie als „in ganz Europa verständliche ausdrücke“⁴¹ boten, waren ihm ein Gewinn, den er ungleich höher einschätzte als alles, was zugunsten einheimischer Entsprechungen vorzubringen war.

Nachdem Grimm sich solcherart des Themas angenommen hatte, gab es in der Folgezeit keinen Sprachwissenschaftler von Rang, der nicht in seinen Werken an den lateinischen Bezeichnungen der grammatischen Kategorien festhielt, noch es für notwendig erachtete, sein diesbezügliches Vorgehen vor der Öffentlichkeit überhaupt zu rechtfertigen. Vielmehr wurde der ausschließliche Gebrauch jener Termini so rasch zur selbstverständlichen Gewohnheit, daß sich aus den Reihen der auf Grimm folgenden Generation bereits warnende Stimmen vor einer „Willkührlichkeit der Grammatiker“⁴² im Umgang mit der herkömmlichen Nomenklatur erhoben. Beklagt wurde vor allem die Skrupellosigkeit, mit der nicht selten Bezeichnungen für grammatische Kategorien einer Sprache auf die einer anderen übertragen wurden:

Die technischen Ausdrücke der Lateinischen Grammatik müssen, auf andere Sprachen angewandt, da dasjenige, welchem sie in diesen als Namen gegeben werden, selten dem, im Lateinischen durch sie Bezeichneten völlig adäquat ist, falls man sie nicht näher bestimmt und erläutert, die größten Irrthümer und Mißverständnisse erzeugen. Manche Verfasser von Grammatiken reden uns z.B. viel von Gerundien und Supinen in dieser oder jener Sprache vor, während die wenigsten, ich wette, eine Ahnung von der wahren Wort-, wie viel weniger Sachbedeutung jener Wörter, auch nur im Lateinischen, hatten.⁴³

Was hier A.F. Pott, ein Schüler F. Bopps, monierte, griff wenige Jahre später noch einmal H. Steinthal auf, als er in der Einleitung zu seiner *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern* aus der Kritik an der „gedankenlosen“ Aneignung dieser Na-

³⁸ Grimm (1860: 2).

³⁹ Grimm (²1822: XVIII).

⁴⁰ Grimm (³1840: 29).

⁴¹ Ebd.

⁴² Pott (1833: XXI).

⁴³ Ebd.

men die Notwendigkeit ableitete, das „Bewusstsein von den grammatischen Kategorien“⁴⁴ zu entwickeln und insbesondere wissenschaftlich zu fundieren:

Der Sprachforscher nun aber, der sich fortwährend in jenen grammatischen Ausdrücken bewegt, und der dennoch die Entstehung und den ursprünglichen Sinn und die Entwicklung derselben nicht kennt, kann dem Vorwurf einer wirklichen Lücke in seiner Bildung wohl schwerlich entgegen. Es hat gewiss manchen grossen Philologen gegeben, der sich nie gefragt hat: was bedeutet denn wohl der Name *casus accusativus*? Aber man kann auch nicht leugnen, dass dieser 'anklagende Fall' doch eine gewisse Gedankenlosigkeit eines solchen Grammatikers anklagt.⁴⁵

Mehr noch als einzelnen Fachwissenschaftlern galt Steinthals Vorstoß allerdings der historischen Sprachforschung überhaupt, die, wie er an anderer Stelle darlegte, es bisher versäumt habe, ihre Terminologie explizit zum Gegenstand philosophischer Reflexion zu machen. Stattdessen übernehme sie „unbesehens“ die ihr von der philosophischen Grammatik des achtzehnten Jahrhunderts vorgegebenen traditionellen Bezeichnungen, ohne sich darum zu kümmern, wie jene „zu den Kategorien des Substantivums, des Verbums, der Casus und Modi gekommen“⁴⁶ sei.

So berechtigt dieser Einwand war, dem nicht zuletzt die Unterstützung der klassischen Philologie gewiß sein konnte, so wenig war doch die damalige Sprachwissenschaft bereit, angesichts ihres weit ausgreifenden Sprachenstudiums, dem sie fortwährend neue Ergebnisse verdankte, in eine zeitraubende terminologiekritische Grundlagendiskussion zu treten. Das änderte sich selbst dann nicht, als im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die Junggrammatiker hervortreten begannen. Denn mit den gleichen Argumenten wie Grimm hielten auch sie an der über zweitausend Jahre alten Nomenklatur fest und gingen einer exakten begrifflichen Grundlegung dadurch aus dem Wege, daß sie die traditionelle Terminologie als eine zwar nicht immer genau passende, dafür jedoch um so bequemer zu handhabende „Schablone“⁴⁷ verstanden.

Gleichwohl empfanden sie, wie die folgende, von der Einteilung der Wortarten handelnde Passage aus H. Pauls *Prinzipien der Sprachgeschichte* (²1886) stellvertretend belegen mag, ein deutliches Unbehagen an dem herkömmlichen Kategoriensystem, das sie jedoch deshalb akzeptierten, weil eine befriedigendere Konzeption nicht in Sicht war:

Die übliche scheidung der redeteile in den indogermanischen sprachen, wie sie von den antiken grammatikern überkommen ist, beruht nicht auf consequent durchgeführten logischen principien, sie ist vielmehr zu stande gekommen unter berücksichtigung sehr verschiedener verhältnisse. Sie trägt daher den charakter der willkührlichkeit an sich. Ihre mängel lassen sich leicht zeigen. Es würde aber nicht möglich sein etwas wesentlich besseres an die stelle zu setzen, so lange man darauf ausgeht jedes wort in eine bestimmte klasse unterzubringen. Der versuch ein streng logisch gegliedertes system aufzustellen ist überhaupt undurchführbar.⁴⁸

Konsequenterweise hoben sie speziell auf die „guten Dienste“⁴⁹ ab, die das antike Kategoriensystem trotz aller Unzulänglichkeit besonders für den ersten Aufbau der Flexionslehre

⁴⁴ Steinthal (1863: 3).

⁴⁵ Steinthal (1863: 3f.).

⁴⁶ Steinthal (1850: 209).

⁴⁷ Paul (1891: 192).

⁴⁸ Paul (²1886: 299).

⁴⁹ Paul (1891: 194).

und der Syntax geleistet habe. Zugleich blieben sie jedoch bemüht, den zügigen Ausbau eines darauf fußenden differenzierteren Begriffsapparates zu betreiben, der über die alte grammatische Terminologie hinaus eine umfassende sprachwissenschaftliche Terminologie zu etablieren verhalf, als deren Schwerpunkt sich, auf den morphologischen folgend, insonderheit der lauthistorische Bereich herauskristallisierte.

In welchem Maße damals das Begriffsinventar der Sprachwissenschaft gerade von laut-historischer Seite her durch neue Termini bereichert wurde, wird bereits deutlich, wenn man nur an solche Beispiele wie *Abtönung*, *Abstufung*, *Gleitlaut*, *Kentumsprachen*, *Lautgesetz*, *spontaner* bzw. *kombinatorischer Lautwandel*, *Lautwechsel*, *Mouillierung*, *Murmelvokal*, *Phonem*, *Satemsprachen*, *Sonant*, *Vernersches Gesetz (grammatischer Wechsel)* erinnert, die seitdem allesamt Eingang in die einschlägigen Grammatiken und Handbücher gefunden und sich dort als ebenso unentbehrlich erwiesen haben wie die der traditionellen Nomenklatur zugehörigen Termini. Dazu trat in jenen Jahren außerdem noch der starke Einfluß naturwissenschaftlichen Denkens auf die Linguistik, der, zumal ihm die in den älteren Bezeichnungen *Stamm*, *Wurzel*, *Tochtersprache*, *Sprachzweig* etc. weiterwirkende Sichtweise von der Sprache als Organismus entgegenkam, gleichfalls in der Terminologie seinen Niederschlag fand. Aber auch der wachsende Einbezug psychologischer, soziologischer sowie vor allem geographischer Faktoren in sprachwissenschaftliche Fragestellungen führte zur Etablierung ganz neuer Teildisziplinen, so daß gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts insgesamt ein Fachwortschatz von bisher nicht dagewesener Komplexität zur Verfügung stand, der zwangsläufig immer weniger überschaubar war und infolgedessen wiederum vermehrt zum Gegenstand wissenschaftlicher Diskussion werden mußte.

Anders als früher, da der terminologische Apparat der Linguisten in sich noch weniger gefestigt war, konnte es im folgenden allerdings nicht mehr um eine grundsätzliche Infragestellung dieser Nomenklatur gehen, sondern allenfalls um die Auseinandersetzung mit bestimmten Fehlentwicklungen, deren Ursprünge entweder direkt aus der rasanten Expansion des Forschungsgegenstandes resultierten oder zumindest in engster Beziehung dazu standen. Ein erster Ansatzpunkt für die zeitgenössische Kritik war dabei die unter Fachvertretern immer wieder zu beobachtende Neigung, Fragen der Namengebung so viel Gewicht beizumessen, daß über derartigen „Äusserlichkeiten der Terminologie“⁵⁰ die eigentliche Sache zunehmend aus den Augen geriet. Wie brisant dieses Problem damals war, geht nicht zuletzt aus dem von H. Osthoff und K. Brugmann verfaßten sogenannten „glaubensbekenntnis“⁵¹ der Junggrammatiker hervor, in dem wiederholt darauf verwiesen wird, welch „sehr gefährlicher feind der wissenschaft“⁵² die Terminologie sei, wenn man sich von ihr in solchem Grade beherrschen lasse, „dass man fortwährend bildliche ausdrücke für die wirklichkeit selbst nimmt und begriffe, die lediglich grammatische anschauungsformen sind, in die sprache selbst hinein trägt“.⁵³

[...] nur derjenige, welcher sich für immer lossagt von jener früherhin weit verbreiteten, aber auch jetzt noch anzutreffenden forschungsweise, nach der man [...] alles in terminologie, formelwesen und grammatischen schematismus aufgehen lässt und das wesen der erscheinungen immer

⁵⁰ Brugmann (1885: 86).

⁵¹ Osthoff u. Brugmann (1878: XIX).

⁵² Osthoff u. Brugmann (1878: XIII).

⁵³ Osthoff u. Brugmann (1878: XV).

schon dann ergründet zu haben glaubt, wenn man einen Namen für die Sache ausfindig gemacht hat: – nur der kann zu einer richtigen Vorstellung von der Lebens- und Umbildungsweise der Sprachformen gelangen und diejenigen methodischen Prinzipien gewinnen, ohne welche man überhaupt bei Sprachgeschichtlichen Forschungen keine glaubwürdigen Resultate erreichen kann [...].⁵⁴

Zu diesen Warnungen vor einem Fetischisieren der Terminologie gesellte sich andererseits die Sorge um Eindämmung des terminologischen Wildwuchses. Mit dem raschen Fortschreiten der Sprachwissenschaft hatte er üppiger denn je zu sprießen begonnen und er veranlaßte somit Kritiker immer häufiger, gegen die „gedankenlose Anwendung“ einer Bezeichnung zu Felde zu ziehen oder dem „misbrauch“⁵⁵ eines Wortes entgegenzutreten. Darüber hinaus machte sich erstmals verstärkt ein Übel bemerkbar, dem wir bis zum heutigen Tage eine „unheilvolle Verwirrung in der Terminologie“⁵⁶ verdanken, nämlich das auf der systemhaften Einbindung eines Terminus in verschiedene theoretische Konzeptionen basierende Phänomen, daß bei gleichbleibender Bezeichnung eine oft unterschiedliche Bedeutung vorliegt. So bezeichneten die Junggrammatiker z.B. mit *Analogie* genau das Gegenteil dessen, was die antike Grammatik darunter verstanden hatte; *Attraktion* in der Lautlehre meinte etwas anderes als *Attraktion* in der Satzlehre, und *Ausgleich* konnte sogar innerhalb des gleichen Sachgebietes verschiedenes ausdrücken, je nachdem, auf welchen Autor man sich berief.⁵⁷ Divergenzen über die ‚richtige‘ Art der Benennung blieben deshalb selbst unter Fachgenossen nicht aus, zumal noch immer Stimmen laut wurden, die gegen eine Übertragung der herkömmlichen Namen für grammatische Kategorien auf ähnliche Funktionen in Sprachen mit gänzlich anderer Struktur Einspruch erhoben und stattdessen eine für diese Sprachen jeweils eigene Nomenklatur forderten:

Da soll man hier nicht von Wörtern, sondern etwa von Stämmen oder Wurzeln, dort nicht von Verben, sondern etwa von Nomen-verbis oder von Prädicatsnominibus, da wieder nicht von Casus, sondern von Postpositionen, nicht von einem Nominativus, sondern vom Wortstamme reden, und was dessen mehr ist.⁵⁸

Solche „unerquicklichen Wortstreitereien“⁵⁹ waren zweifelsohne geeignet, Unsicherheit zu verbreiten. Dennoch besaßen sie, eben weil sie nie das gesamte Begriffsinventar des Fachgebietes einbezogen, sondern stets nur Einzelfälle betrafen, nicht das Gewicht, um die metasprachliche Kommunikation der Wissenschaftler untereinander prinzipiell in Frage stellen zu können. Vielmehr hatte sich deren terminologischer Apparat, wie nicht zuletzt aus der großen Zahl an Abweichungen von der „altgewohnten Sprache der Grammatik“⁶⁰ hervorgeht, bis zur Jahrhundertwende als selbständige Erscheinung längst konsolidiert. Darüber hinaus hatte er bereits so weit einen „esoterischen Charakter“⁶¹ angenommen, daß ein ursprünglich speziell „für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten“⁶² zusam-

⁵⁴ Osthoff u. Brugmann (1878: X).

⁵⁵ Erdmann (1883: 306).

⁵⁶ Kern (²1888: 50).

⁵⁷ Vgl. im einzelnen Knobloch (1961ff.) s.v. *Analogie*, *Attraktion* bzw. *Ausgleich*.

⁵⁸ v.d. Gabelentz (²1901: 114f.).

⁵⁹ v.d. Gabelentz (²1901: 114).

⁶⁰ Brugmann (1904: V).

⁶¹ Brugmann (1904: 30).

⁶² Sütterlin (1900).

mengestelltes *Handbuch zur deutschen Sprache* aus dem Jahre 1900 von seinem Verfasser L. Sütterlin in der zweiten Auflage (1907) erst zusätzlich mit dem entsprechenden 'Jargon' der Sprachwissenschaft versehen werden mußte, „damit auch die Gelehrten [es] verstehen“⁶³ konnten.

1.3. Der Standpunkt der Schule

Während es der Sprachwissenschaft in dieser Weise gelungen war, ihren terminologischen Rahmen abzustecken, hatte die Schule zur gleichen Zeit weiterhin mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, die seit dem Aufkommen deutscher Grammatiken im sechzehnten Jahrhundert den Umgang mit der traditionellen Nomenklatur zum Streitpunkt hatten werden lassen. Gerade bei so fundamentalen Kategorien wie Wortarten, Wortformen und Satzgliedern hatte sie noch immer keine Einigkeit in der Benennung erzielen können, so daß auch der Sprachunterricht des neunzehnten Jahrhunderts, der ohnehin aufgrund seines damaligen Selbstverständnisses lange Zeit nahezu ausschließlich Grammatik im herkömmlichen Sinne betrieb und von den Forschungsergebnissen der neuen Wissenschaft erst spät Kenntnis nahm, in derartigen Fällen je nach Schultyp und Jahrgangsstufe entweder die lateinischen Namen verwenden oder aber auf deutsche Bezeichnungen zurückgreifen mußte, die sich freilich nicht nur von den in den neuphilologischen Fächern üblichen unterschieden, sondern oft sogar noch von Lehrer zu Lehrer variierten. Welche Auswirkungen dieses Verwirrspiel im einzelnen hatte, läßt sich bereits deutlich an der folgenden Klage ablesen, die J.Chr.A. Heyse im Jahre 1822 vorbrachte, als er im „Vorbericht“ zu seiner *Theoretisch-praktischen deutschen Grammatik* auf die „dem Wechsel und daher auch der Verwechslung so sehr ausgesetzten Verdeutschungen“⁶⁴ zu sprechen kam:

Wer kann sich auch aus dem Labyrinth der vielen neuen Terminologien leicht herausfinden, da ein und derselbe Begriff oft mit beynahe eben so verschiedenen Namen, als es Sprachlehren giebt, versehen ist! – So heißt z.B. das *Verbum* bald *Zeitwort*, bald *Wandelwort*, bald *Aussagewort*, bald *Sagewort*, *Redewort*, *Zustandswort*, *Wirkwort*, *Handlungswort*, *Satzwort*, *Sätzer* u. dergl. – Welchen Ausdruck soll nun der Schullehrer wählen oder beybehalten? Wird er oder sein Nachfolger nicht genöthigt seyn, mit einer neuen Grammatik auch ihre neue Kunstsprache anzunehmen, ohne immer untersuchen zu können, ob sie besser ist, als die vorige? – Welche Zeitverschwendung aber für ihn und seine Schüler!⁶⁵

In den Volks- und Elementarschulen erfolgte die Einführung in die Sprachlehre durchgängig mittels deutscher Bezeichnungen. Wie der nachstehende, von den „Dingwörtern“ und „Thätigkeitsnamen“ handelnde Auszug aus G.A. Rieckes überaus detaillierter *Anleitung zur methodischen Behandlung der 'Sprachmusterstücke'* illustrieren mag, ließen sich dabei allerdings aufgrund der aus der inkonsequenten Vermischung von logischer Be-

⁶³ Sütterlin (²1907: IX).

⁶⁴ Heyse (³1822: VII).

⁶⁵ Heyse (³1822: VI).

griffsableitung und imperativer Begriffssetzung resultierenden Widersprüche selbst auf der untersten Stufe schon terminologische Dubletten nicht vermeiden:

[...] Mit dem Worte „die Wiese“ benenne ich also ein Ding; ich gebe dem bezeichneten Dinge seinen Namen. Jedes Ding muß einen Namen haben, damit es von anderen unterschieden werden könne. Jedes Wort, welches den Namen eines Dinges enthält, kann man einen **D i n g n a - m e n** oder ein **D i n g w o r t** heißen. Wiese, Vogel, Kukul, Veilchen etc. sind also **D i n g n a m e n** oder **D i n g w ö r t e r** (Hauptwörter). Suchet nun alle Dingwörter in unserm Musterstücke auf! Warum heißen diese Wörter Dingwörter? – Die Wörter „grünt“, „baut“ etc. habt ihr nicht unter die Dingnamen gezählt. Warum nicht? Was wird durch sie ausgesagt? Die Wiese grünt – was geschieht da mit der Wiese? Der Vogel baut – was thut da der Vogel? Die Wörter grünt und baut benennen also kein Ding, sondern geben an, was mit dem Dinge **g e s c h i e h t**, oder was das Ding **t h u t**. Sie sind also auch Namen, aber nicht für Dinge, sondern für ein Thun oder Geschehen. Man könnte sie daher Thätigkeitsnamen (Thätigkeitswörter) heißen. Gewöhnlich aber heißen sie **Z e i t w ö r t e r**.⁶⁶

Ebenso wie die Volksschule bediente sich auch die auf den Besuch höherer Lehranstalten vorbereitende Vorschule anfangs nur deutscher Bezeichnungen, um den notwendigen Grammatikunterricht nicht zusätzlich durch „fremdartige, unverständliche Laute“⁶⁷ zu erschweren. Demgegenüber konnte in den Mittel- und Realschulen allein schon wegen des Fremdsprachenunterrichts nicht darauf verzichtet werden, obendrein die lateinische Terminologie zu übernehmen. Dem ganz auf wissenschaftliche Studien hin orientierten Gymnasium war sie ohnehin längst zur Selbstverständlichkeit geworden und wurde dort mit der gleichen Ausschließlichkeit gebraucht wie anderenorts die volkssprachliche Nomenklatur. Dennoch erwies sich die Erlernung der lateinischen Termini als überaus schwierig, so daß Methodiker des neunzehnten Jahrhunderts mit guten Ratschlägen zu deren Einübung nicht eben geizten:

Der Lehrer thut gut daran, die fremden Benennungen an die Tafel zu schreiben; er lese sie erst silbenweise, dann im ganzen, lasse sie ebenso von möglichst vielen Schülern lesen, dann von der Tafel löschen, hierauf erst von besseren, dann von mittleren und schließlich selbst von den schwächsten Schülern wiederholen. Es wird nicht gar zu lange währen, so werden selbst die letzteren sie sich richtig eingepägt haben. Dass stetige Wiederholung stattfinden muss, bedarf keiner Erwähnung.⁶⁸

Problematisch war indessen nicht nur der Umstieg von der deutschen auf die lateinische Nomenklatur oder die Tatsache, daß ähnlich klingende Termini wie *Konjunktion*, *Konjunktiv*, *Konjugation* etc. zusätzlich die Gefahr von Verwechslungen heraufbeschworen. Vielmehr wurde der Umgang mit der grammatischen Terminologie vor allem dadurch erschwert, daß keinerlei systematisches Verzeichnis in der Art eines Glossars oder Vokabulariums zur Verfügung stand, mit dessen Hilfe die Bedeutung eines Terminus in verhältnismäßig kurzer Zeit und ohne größeren Aufwand hätte gezielt erfragt werden können. Lediglich die großen Nachschlagewerke wie das *Große Conversations-Lexicon* von Meyer oder die *Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie* des Brockhaus-Verlages boten unter der Vielzahl ihrer Artikel auch Einträge aus dem grammatischen Bereich. Doch blieb deren

⁶⁶ Riecke (1846: 23).

⁶⁷ Hauber (1904: 405).

⁶⁸ Oberländer (1892: 579).

Zahl in den frühen Auflagen gering und nahm erst mit der wachsenden Bedeutung der Sprachwissenschaft gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts stärker zu, ohne freilich dem Anspruch enzyklopädischer Vollständigkeit damals bereits genügen zu können. Zudem darf nicht davon ausgegangen werden, daß der Zugang zu derart vielbändigen Werken in jener Zeit ähnlich leicht war wie heute. Dem Gros der damaligen Schüler, soweit es terminologische Fragen zu klären suchte, blieb infolgedessen kaum etwas anderes übrig, als auf eigene Aufzeichnungen aus dem Unterricht zurückzugreifen bzw. auf eine vom Lehrer benutzte oder empfohlene Grammatik. Dabei standen Lehrbücher der lateinischen Sprache naturgemäß obenan, da ihnen zugleich die Aufgabe zugewiesen war, in *allgemeine* Fragen der Sprachbetrachtung einzuführen.⁶⁹

Die meisten dieser Schulgrammatiken, Sprachlehren oder Hilfsbücher für den Lateinunterricht bemühten sich folglich, die grundlegenden Fachausdrücke der Grammatik im Kontext zu erläutern. Das ging in der Regel dergestalt vor sich, daß ein Begriff bei seinem ersten Auftreten definiert und mit der jeweiligen deutschen bzw. lateinischen Benennung versehen wurde. Inhaltlich wie formal unterscheidet sich ein solches Verfahren deutlich von dem entsprechenden Vorgehen in einem Lexikon: zwar wirken die Definitionen in den einschlägigen Lateinbüchern nicht unbedingt präziser oder weniger umständlich, doch setzen sie, da sie für einen spezielleren Leserkreis gedacht waren als die Artikel der Konversations-Lexika, normalerweise ein größeres Maß an Wissen voraus bzw. werden erst dann voll verständlich, wenn man auch den jeweiligen Textzusammenhang berücksichtigt, in den sie eingebettet sind. Für sich genommen, erscheinen sie daher oft allzu komprimiert, wie die nachstehenden, der damaligen Schulliteratur entnommenen Erläuterungen zu den beliebig ausgewählten traditionellen Termini *Deklination* und *Konjunktion* belegen mögen, denen wir zum Vergleich die korrespondierenden Einträge aus einem zeitgenössischen Konversations-Lexikon vorausschicken.

Die dreizehnte Auflage des *Brockhaus' Conversations-Lexikons*, die 1882 bis 1887 erschienen ist, vermittelt beispielsweise folgende breit angelegte Information über die beiden obengenannten Begriffe:

(1) **Deklination** nennt man in der Grammatik die feste Verbindung eines Stammes, sei derselbe ein Nomen, d.h. Substantiv und Adjektiv, oder Pronomen, mit den Casussuffixen (Deklinationsendungen), z.B. im Lateinischen *nomen* (Name), Genitiv *nomin-is*, Dativ *nomin-i*, Plural *nomin-a*, wo der Stamm *nomin-* ist. Die Casussuffixe unterscheiden sich von den Ableitungssuffixen dadurch, daß sie nicht den begrifflichen Inhalt des Wortes ändern, sondern nur seine verschiedenen Beziehungen im Satz (als Subjekt, direktes oder entfernteres Objekt u.s.w.) angeben, z.B. die Ableitungsendung „chen“ in „Brüderchen“ fügt dagegen dem Begriffe etwas hinzu, die Vorstellung der Kleinheit; das Casussuffix „s“ in „Bruders“ macht nur das Wort von etwas anderm im Satz abhängig. [...].⁷⁰

(2) **Konjunktionen** (lat. *conjunctio*, Verbindung) nennt man in der Grammatik Worte, die in ihrer grammatischen Form unveränderlich (nicht deklinierbar, noch konjungierbar), die ihnen ursprünglich anhaftende mehr oder minder sinnliche Bedeutung so sehr abgeschwächt haben, daß sie nur noch als rein formale Elemente der Sprache erscheinen, bestimmt, Satzteile oder Sätze

⁶⁹ Häufig waren damals Latein- und Deutschunterricht ohnehin in einer Hand; vgl. dazu Schmalz (1891: 379ff.).

⁷⁰ Brockhaus (¹³1883: Bd. 5, s.v. *Deklination*).